



D. C. Chill

Der revolutionäre Geist

oder

Iljitsch trinkt nicht

Möwen kreisen über der Leiche. Ein Mann, nicht alt, auf dem Rücken treibend, in einem weit ausladenden Mantel.

„Lass“, murmelt Peters in seinen Bart, als Freese nach dem Enterhaken greift. „Hab gesagt, lass sein. Gibt Ärger!“

Doch Freese hat den leblosen Körper schon am Haken.

„Vielleicht finden wir was, komm hilf jetzt mal, mach!“ –

„Mann!“ Peters klopft wütend seine Tabakpfeife aus, verstaubt sie in seinem Wams und greift widerwillig nach dem toten Mann. Der schlingert wie eine Marionette über die Bordwand und klatscht in die frischen Heringe.

„Der schöne Fang“, schimpft Peters, während sich Freese seiner Korkweste entledigt und anfängt, die Kleidung des Toten zu durchsuchen: Reisepass, ein Fährticket nach Schweden und Geld kommen zum Vorschein – Münzen und ein paar ausländische Scheine, kaum der Mühe wert. Während Freese den Mann herumdreht, um ihm den Mantel auszuziehen, dröhnt die Sirene der ablegenden *Drottning Victoria* – Peters fährt der Schreck in die Glieder. Erhaben gleitet die Eisenbahn-

fähre der Königslinie aus dem Hafen. Als Peters die Wunde auf dem Hinterkopf der Leiche sieht, muss er kotzen.

Für das Fischerboot hat der Mann mit dem Spitzbart, der in Begleitung zweier Damen auf dem Deck der Fähre auf und ab geht, keinen Blick, auch nicht für das Panorama von Sassnitz. Er schaut zur Uhr, flucht auf Russisch über den aufkommenden Wind und zieht seine Schirmmütze ins Gesicht. Eine der Frauen, Nadeshda, wiederholt einen kurzen Text in deutscher Sprache, mit dessen Formulierung der Mann nicht zufrieden ist. Als sich Inessa, die andere Frau, mit einem Korrekturvorschlag zu Wort meldet, zischt der Mann sie an, sich zurückzuhalten: „*Vous fermez votre bouche. Sortez!*“

Inessa dreht sich weg, bleibt aber stehen.

Der Mann hebt die Stimme, sodass jetzt auch die anderen Mitglieder seiner Gruppe auf dem Schiffsdeck hören, was er sagt: „An die Schweizer Genossen. Deutsche Regierung wahrte Exterritorialität unseres Wagens. Fahren weiter. – Sofort kabeln, Nadja!“ Einige der Umstehenden applaudieren.

Frieda von Ortwig ist wütend. Schon zum dritten Mal hat sich die junge Fotografin am frühen Morgen aus dem Bett gequält, um die Sassnitzer Mole im Sonnenaufgang abzulichten, und wieder hat sie ihre schwere Plattenkamera umsonst an den Strand geschleppt: Der Himmel ist grau, die Horizontlinie nur am Kurs der ausfahrenden Fähre zu erkennen. Aber heute wird Frieda dennoch eine Aufnahme machen; die wäre zwar nicht im Sinne ihrer Auftraggeber, aber vielleicht als freie Arbeit zu gebrauchen. Die Fotografin träumt von einer Galerie, die ihre Bilder zeigt: an weißen Wänden, wie richtige Kunst. Routiniert stellt sie Entfernung und Blende ein, setzt das Magazin mit der

Negativplatte an die Kamera und löst aus. Jetzt freut sie sich, doch etwas aus diesem tristen Morgen gemacht zu haben, und schlüpft zur Kontrolle der Bildkomposition noch einmal unter das Dunkeltuch. Frieda stutzt: Am Rand des kopfstehenden Bildes auf der Mattscheibe ist ein Fischerboot zu sehen, das sie mit bloßem Auge nicht wahrgenommen hat: darauf zwei Männer, soeben dabei, einen menschlichen Körper im Meer zu versenken. Fassungslos packt die Fotografin ihre Ausrüstung zusammen und stürmt zurück in ihr Hotel.

Zwei Stunden später sitzt sie auf der Polizeiwache und erstattet Anzeige. Auf dem Fotoabzug, der noch feucht ist, kann man zwar nicht genau sehen, was die Fischer tun, aber wer die beiden sind, erkennen die Polizeibeamten am Aussehen des Bootes sofort. Doch sie halten es für ausgeschlossen, dass Freese und Peters ein Verbrechen begangen haben: „Dat was gewiss de Beifong, Frollein. Fischobfoll is dat, weiten Sei“, erklärt der ältere der beiden Polizisten in breitem Platt.

Inessa fühlt sich nicht gut, es ist ihr unangenehm, dass sie Wlad gestern Abend brüskiert hat. In einer historischen Situation, in der die Zukunft eines ganzen Landes auf dem Spiel steht, hat sie sich wie eine Närrin benommen, kleinlich, kleinbürgerlich! Sie hätte längst mit ihm reden müssen, auch mit Nadeshda. Offenheit ist doch immer das Prinzip ihrer Beziehung gewesen. Das Beste wäre, die drei einander vorzustellen, gleich hier auf dem Schiff, noch bevor sie in Schweden an Land gehen. Wo Georg bloß steckt? Inessa wendet sich an einen Steward und fragt nach der Passagierliste.

Am Nachmittag stellt sich der Fall bereits anders dar. Und zwar so anders, dass die örtliche Polizei an die Grenzen ihrer

Kompetenzen stößt und Unterstützung aus der pommerschen Regierungsbezirkshauptstadt anfordern muss, denn im Haus von Freese wurden fast 7500 Schweizer Franken in kleinen Scheinen gefunden. Das Geld war in den Mantel eingenäht, den der Tote trug. Die Fischer legen ein Geständnis ab und lotsen die Polizeibeamten zu der Stelle, an der sie den Leichnam, beschwert mit dem Ersatzanker ihres Bootes, in die Ostsee geworfen haben. Sie beschwören jedoch, unschuldig am Tod des Mannes zu sein.

Auf dem Tisch ein Band mit Erzählungen von Hesse. Frieda von Ortwig sitzt, ein wärmendes Teeglas zwischen den Händen, auf der Hotelterrasse und starrt auf das Meer. Sie ist sich mit einem Mal unsicher, ob es richtig war, die beiden Fischer anzuzeigen, einfache Männer, die hart arbeiten müssen, um ihre Familien zu ernähren. Als Frieda das Buch in die Hand nehmen will, um weiterzulesen, fällt ihr Blick auf einen jungen Mann, der sich über die Promenade schleppt – ein Soldat, dem ein Bein fehlt und der das Gehen an Krücken noch nicht richtig gelernt hat. Während Frieda über das Wort *versehrt* nachdenkt, das ihr auf einmal seltsam falsch vorkommt, stürmt ein beliebter Mann gestikulierend auf den Invaliden zu und verweist ihn von der Promenade. Frieda winkt dem Kellner und zeichnet ihre Rechnung.

Freese und Peters werden in Gewahrsam genommen, der aktuelle Ermittlungsstand per Fernsprecher an die Bezirksbehörde der Preußischen Polizei in Stralsund übermittelt, wo Kommissar Albert Kressinger bereits damit befasst ist, eine Ermittlungsinspektion zusammenzustellen. Der tote Mann stammt gemäß den Angaben in seinem Pass aus dem eidgenös-

sischen Kanton Neuenburg: Häfeli, Franz, geboren 1886 in *Môtiers*. Die Leiche wurde inzwischen geborgen und in die Auferstehungskapelle der Kirchengemeinde gebracht. Dem jüngeren Polizisten fällt auf, dass die Schuhe des Toten nicht zu dessen übriger Garderobe passen: Die Füße stecken in alten, verschlissenen Wanderstiefeln mit grober Besohlung.

Ein ortsansässiger Kurarzt stellt den Totenschein aus: Die Kopfwunde könnte von einem Schlag oder Sturz rühren, doch den äußeren Anzeichen nach ist das Opfer ertrunken. Zum Todeszeitpunkt will sich der Mediziner nicht festlegen, vermutet aber, dass dieser mehr als zwölf Stunden zurückliegt. Er rät, umgehend fotografische Aufnahmen des Opfers anzufertigen, weil sich die äußeren Merkmale der Leiche zu schnell verändern würden. Da das Revier über keine technische Ausrüstung zur Beweissicherung verfügt und der Inhaber des Sassnitzer Fotoateliers an die Front eingezogen wurde, wenden sich die Beamten hilfeschend an Frieda von Ortwig, die nach kurzer Bedenkzeit zusagt.

Das Buffet, das der „Fürst“ zur Begrüßung der russischen Gruppe in Schweden organisiert hat, passt Iljitsch überhaupt nicht: dekadent, bourgeoiser Firlefan.

Er hatte geplant, ohne Verzögerung weiterzureisen, und jetzt steht er hier in seinem schäbigen Dreiteiler und wird angestarrt wie ein exotisches Tier. Und niemand redet über das, worum es eigentlich geht: Neue Nachrichten aus Russland sind das Einzige, was Iljitsch interessiert – stattdessen Geschwätz! Nachdem er Platz genommen hat, streift er unter dem Tisch die unbequemen Schuhe ab, die er seit gestern Abend über zwei Paar Wollstrümpfen trägt. Nadeshda ist irritiert – Inessa, die auf der anderen Seite sitzt, mit ihren Gedanken woanders.

Den toten Mann erkennt Frieda von Ortwig auf den ersten Blick, beziehungsweise sie erkennt ihn wieder. Sie hat ihn gestern in der Nähe des Fährhafens gesehen, als sie auf der Suche nach Fotomotiven war. Der Mann hat nervös gewirkt oder angespannt, jedenfalls irgendwie beunruhigt. Der junge Polizeibeamte notiert die Aussage der Fotografin dienstefrig in sein Notizbuch.

„Suizid?“, erkundigt sich Frieda aufgesetzt kühl bei dem älteren Polizisten, der ihr beim Aufstellen des Stativs zur Hand geht. Er zuckt die Schultern.

Als sie das erste Mal auslöst, zittert Friedas Hand, aber das geht im gleißenden Licht des Blitzes unter, dessen Pulverdämpfe das Innere der Kapelle einnebeln. Die Polizisten müssen husten.

„Inès!“ Energisches Klopfen an der Hotelzimmertür. Inessa legt die ungeöffnete Flasche *Häfelis Absinthe* zurück in die Transportkiste und hüllt sich eilig in ihr Reiseplaid, als Iljitsch bereits ins Zimmer tritt. „Wlad ...“, sie macht den Versuch einer Umarmung, aber er entzieht sich mit einer kalten Geste. „Es gibt Arbeit, Inès. Nadeshda hat eine Schreibmaschine organisiert, beeil dich!“

„Wlad, es tut mir leid, aber ich dachte, wenn ...“

Iljitsch packt Inessa an den Schultern und sieht sie durchdringend an: „Denken, meine Liebe, solltest du nur noch an die Revolution, und jetzt komm bitte, wir haben zu tun!“ Bereits in der Tür, wendet sich Iljitsch noch einmal um. „Was ist eigentlich in dieser Kiste?“

„Vielleicht der revolutionäre Geist, wer weiß“, antwortet Inessa spitz und folgt ihm.

Für einen Moment scheint es Frieda von Ortwig, als verfolge sie der Blick des Toten. Doch es ist nur die Oberfläche der Fixierlösung, die eine Bewegung vortäuscht. Seit Stunden arbeitet die Fotografin im matten Rotlicht ihrer Reisedunkelkammer, die sie im Bad ihres Hotelzimmers aufgebaut hat. Sie öffnet den Wasserhahn und balanciert die tropfenden Abzüge zum Waschbecken. Dann tritt sie auf den Balkon hinaus.

Ein Käuzchen schreit.

Frieda von Ortwig trinkt einen Schluck aus ihrem Rotweinglas und zündet sich eine Zigarette an. Das rhythmische Strahlen des Leuchtturms im Blick, nimmt sie hastig ein paar Züge.

Es ist kurz nach zwei Uhr morgens, als Inessa übernächtigt in ihr Hotelzimmer zurückkehrt. Zu ihrer Verwunderung trägt die Absinthkiste jetzt ein Zollsiegel.

Inessa verriegelt die Tür und legt sich beunruhigt ins Bett.

Nachdem die Kriminalinspektion am frühen Vormittag auf der Insel eingetroffen ist, herrscht unter den Sassnitzer Beamten helle Aufregung: Die Neuenburger Kantonspolizei habe in einem Kabel bestätigt, dass ein „Häfeli, Franz“ Opfer eines Verbrechens geworden sei, aber nicht auf Rügen, sondern im schweizerischen *Val de Travers*. Der einunddreißigjährige Mann sei dort vorgestern Morgen – ebenfalls am Kopf verletzt – aufgefunden und bereits von seinen Eltern identifiziert worden. Außerdem sei der Zwillingsbruder des Mordopfers, Georg Häfeli, verschwunden.

„Bei dem es sich mutmaßlich um den Toten aus der Ostsee handelt“, schlussfolgert der Kommissar und zieht damit den

Fall an sich. „Wo befindet sich der Tote? Gibt es Zeugen? Was ist über die Tatverdächtigen bekannt?“

Das Protokoll wird eröffnet, es ist Freitag, der 13. April 1917.

Als den Häfelis die Nachricht überbracht wird, dass auch ihr zweiter Sohn nicht mehr lebt, weigern sie sich, diese zu akzeptieren: Ein Irrtum, eine Verwechslung vielleicht – was soll denn der Junge in Deutschland, auf einer Insel, am Meer?

Die Zwillinge Georg und Franz waren so etwas wie Wunschkinder gewesen. Als sie 1886 zur Welt kamen, hatten Xavier und seine Frau Emilie gerade die Absinthbrennerei der Eltern übernommen. Die Produktion lief auf Hochtouren, der Familienbetrieb konnte sich vor Aufträgen kaum retten: *Häfelis Absinthe* war eine im In- und Ausland gefragte Spezialität. Dank des zunehmenden Wohlstands wuchsen die Söhne behütet auf und verlebten eine unbeschwerte Kindheit. Als sie älter waren, wurden sie – als künftige Erben – zur Mitarbeit im elterlichen Betrieb angehalten, doch Mutter und Vater legten ebenso viel Wert auf eine gute Schulbildung. Aber das *âge d'or de la fête verte*, wie Emilie die erfolgreichen Jahre immer genannt hatte, endete jäh – denn 1908 votierte das eidgenössische Volk, vorgeblich aus Angst vor den unberechenbaren Folgen des Absinthgenusses, für ein gesetzliches Verbot des Getränks, das zwei Jahre später in Kraft trat. Die Häfelis mussten ihren Betrieb verkleinern, die Produktion wurde auf Obstschnäpse und Kräuterlikör umgestellt. Um in Übung zu bleiben, brannte man weiterhin gut hundert Liter Absinth im Jahr zur persönlichen Verwendung. „Zu Heilzwecken“, wie Xavier Häfeli die illegale Herstellung rechtfertigte.

Die Söhne, die Anfang zwanzig waren, sahen im Familien-

betrieb der Häfelis keine berufliche Perspektive mehr. Am liebsten hätte der Vater die vom Staat gezahlte Entschädigungssumme dafür eingesetzt, Georg Jura studieren zu lassen, damit dieser irgendwann gegen das Absinthverbot prozessieren könne, aber für die Universität fehlte Georg der Schulabschluss. Stattdessen absolvierte er eine kaufmännische Lehre und eröffnete in Lausanne ein kleines Geschäft, in dem die Erzeugnisse des Häfeli'schen Familienbetriebes verkauft wurden. Die Präsenz der Firma in einer größeren Stadt sollte dabei helfen, unter den die Gegend bereisenden Ausländern Handelspartner oder Lizenzkäufer zu akquirieren, um die Absinthproduktion der Häfelis irgendwann ins Ausland zu verlagern. Georg lernte tatsächlich alle möglichen Leute kennen, darunter den Hauslehrer der Kinder des Zaren, als dieser seine Eltern in der Schweiz besuchte. Pierre Gilliard ermunterte Georg, Russisch zu lernen: Fremdsprachen seien gut fürs Geschäft.

Zwillingsbruder Franz hatte eine Hotelanstellung in Montreux gefunden. Im Sommer betreute er vermögende Touristen beim Golf oder Tennis, im Winter arbeitete er als Skilehrer. Da es ihm an Ehrgeiz fehlte, Karriere zu machen, zog er es vor, sein Leben zu genießen und mehr oder wenige flüchtige, stets jedoch diskrete Beziehungen mit erholungsuchenden Damen einzugehen.

Obwohl die Zwillinge nicht weit voneinander entfernt wohnten, sahen sie sich selten. Dann begann der Krieg. Die Schweiz machte mobil, und die Brüder wurden zum Aktivdienst einberufen. Doch ihre Zeit als Wehrmänner im Wartestand dauerte nicht allzu lange: Franz ließ seine Beziehungen spielen, Georg wurde aufgrund seiner Selbstständigkeit im „Lebensmittelhandel“ freigestellt.

Im Herbst 1916 lernte Georg die zwölf Jahre ältere Inessa

kennen, deren Persönlichkeit ihn sofort faszinierte. Die Frau, die sich zur Erholung in *Baugy-sur-Clarens* in der Nähe von *Montreux* aufhielt, litt an Erschöpfung, weshalb Georg sie unter der Hand mit Absinth aus dem Familienbetrieb versorgte.

Inessa, die lange Zeit ihres Lebens in Moskau verbracht hatte, revanchierte sich mit Russisch-Lektionen. Als Georgs Vater davon erfuhr, lebten sogleich seine Expansionspläne wieder auf. Er hegte die Hoffnung, dass die Verbindungen der Dame nach Russland für eine Geschäftsanbahnung in Sachen Absinthproduktion geeignet sein könnten. Nach seiner Auffassung bot das riesige Land mit seinem scheußlichen, als „Wodka“ bezeichneten Fusel einen geradezu unerschöpflichen Markt für anspruchsvolle Alkoholika.

Georgs Interesse an Inessa wurde schon bald von persönlichen Motiven bestimmt. Denn er verliebte sich in die reife, anziehende Frau, worauf diese zunächst mit großer Zurückhaltung reagierte, aber bei jeder Begegnung mehr Gefallen an der heiteren und ungezwungenen Art des jungen Mannes fand, die sich so diametral von dem grüblerischen Wesen ihres vormaligen Liebhabers unterschied: Iljitsch, der russische Bolschewik, hatte Inès – geborene Französin und Kaufmannsgattin, die sich für revolutionäre Ideen begeisterte – mit den führenden Sozialisten Europas bekannt gemacht, und zu seiner engsten Mitarbeiterin. Neben Ehefrau Nadeshda, versteht sich, die duldende Miene zum kollektiven Liebesspiel machte und die Troika als revolutionäre Lebensform tolerierte. Es war Iljitsch selbst, der die amouröse Periode in seinem Verhältnis zu Inessa beendet hatte.

Das alles war lange her und irgendwann begann Inessa, Georgs Gefühle zu erwidern. Unter Wahrung äußerster

Diskretion trafen sich die beiden hin und wieder in einem abgelegenen Hotel am Genfer See. Die schwärmerische Verliebtheit des jüngeren Mannes und die heilende Wirkung seines Wundergetränks Absinth führten zu einer spürbaren Erholung Inessas. Um ihre Gesundheit nicht neuerlich aufs Spiel zu setzen, lehnte sie zu Beginn des Jahres 1917 sogar einen politischen Auftrag von Iljitsch ab.

Doch mit der Februarrevolution im russischen Petrograd änderte sich alles. Nachdem Iljitsch die Nachricht vom Sturz des Zaren erreicht hatte, betrieb er intensiv seine Rückkehr in die Heimat, und natürlich durfte Inessa dabei ebenso wenig fehlen wie seine Frau Nadeshda. Doch auf welchem Wege? Für die Länder der Entente waren Iljitsch und seine Gesinnungsgenossen Staatsfeinde ihres Verbündeten Russland, für die Mittelmächte Bürger einer gegnerischen Kriegspartei. Dennoch gestattete das Deutsche Reich den Russen die Durchreise, denn die kaiserliche Regierung erhoffte sich von der Machtübernahme durch die Revolutionäre militärisch zu profitieren: Ein Friedensschluss an der Ostfront würde die nötigen Truppen freisetzen, um die Schlagkraft gegen die westlichen Alliierten zu erhöhen. Dringender Handlungsbedarf war geboten, denn am 6. April erklärten die Vereinigten Staaten Deutschland den Krieg.

Einen Tag zuvor, am Donnerstag, hatte Georgs Vater, der sich regelmäßig aus der Zeitung über den Verlauf der Ereignisse in Russland informierte, Inessa zu einem Geschäftsessen eingeladen. Wegen der bevorstehenden Reise hatte sie zwar kaum Zeit – Iljitsch rief mehrere Male täglich an, um sie zu instruieren –, willigte aber Georg zuliebe in das Treffen ein. Nach Xavier Häfelis Meinung bot die aktuelle Situation genau die richtigen Voraussetzungen, um in Russland wirtschaftlich

aktiv zu werden, und die aus der Schweiz zurückkehrenden Landsleute seien die idealen Gewährsleute für die Umsetzung seiner Pläne. Wenn Inessa nichts dagegen einzuwenden habe, werde er zu Werbezwecken neunzig Flaschen *Häfelis Absinthe* mit ihr auf die Reise nach Russland schicken.

In der folgenden Nacht verschmolzen Georgs Abschiedsschmerz und Inessas wiedererwachter revolutionärer Enthusiasmus zu dem innigen Wunsch, einander bald wiederzusehen. Ein Grund mehr für Inessa, sich für eine Absinthproduktion in Russland zu verwenden – obwohl dies keine allzu hohe Priorität auf der aktuellen politischen und wirtschaftlichen Agenda habe, wie sie lächelnd, aber den Tränen nah, hinzufügte.

Gegen Morgen – zum ersten Mal war Georg bei Inessa geblieben – rief Iljitsch an, um den Termin für die Rückreise durchzugeben: Am kommenden Montag stehe in Zürich ein Sonderwaggon für den Transit der Gruppe über das deutsche Staatsgebiet bereit. Die Weiterreise erfolge von Sassnitz aus mit der Eisenbahnfähre nach Schweden.

Inessa fragte, ob Georg eine Ahnung habe, wo dieser Hafen liege ...

Am Freitagabend lud Georg seinen Bruder Franz zum Trinken ein, beide hatten sich längere Zeit nicht gesehen. Die Trennung von Inessa machte Georg so sehr zu schaffen, dass er sein Herz ausschütten musste. Kaum hatten sie Platz genommen und ihre Bestellung aufgegeben, sprudelte es nur so aus ihm heraus. Franz, gewohnheitsmäßig in Frauengeschichten verwickelt, empfahl Georg, die Dame so schnell wie möglich zu vergessen und sich nicht bei ihm auszuheulen, sondern Trost bei einer anderen, bevorzugt jüngeren Frau zu suchen, von denen es in Zeiten militärischer Dauerbereitschaft des männlichen Teils der Bevölkerung ebenso zahlreichen wie willigen

Überschuss gebe.

„Aber ich liebe Inessa“, beschwor Georg, bestellte eine neue Runde und fuhr ohne Punkt und Komma fort. Franz hörte kaum noch zu, die in seinen Augen kindische Schwärmerei des Bruders begann ihm auf die Nerven zu gehen. Seine Aufmerksamkeit setzte jedoch sofort wieder ein, als der Bruder auf den politischen Hintergrund der bevorstehenden Reise seiner Angebeteten zu sprechen kam. Dieses Interesse erstaunte wiederum Georg. Was dieser nicht wusste und nicht wissen durfte: Franz war mehr als der notorische Frauenheld, den er selbst gern spielte. Inmitten der großen europäischen Schlachtfelder hatte sich die kleine neutrale Schweiz zum Schauplatz eines kalten Krieges entwickelt. Hier wurde verhandelt und verraten und an unsichtbaren Fronten gekämpft. Die wichtigste Währung dabei: Erkenntnisse über Feind und Freund.

Eines Tages war der eloquente Bruder einem britischen Agenten aufgefallen und von diesem angeworben worden, Informationen zu beschaffen, die für die Kriegsführung der Entente von Wichtigkeit sein könnten. Franz hatte sich ebenso geschmeichelt wie herausgefordert gefühlt und innerhalb kurzer Zeit ein kleines Netzwerk unverfänglicher Quellen aufgebaut: Hotelangestellte, Kellner, Chauffeure berichteten ihm für ein kleines Zubrot, was sie hörten oder sahen. Auch seine Damenbekanntschaften erwiesen sich als ergiebig. Franz sammelte fleißig und erstattete seinem Kontaktmann Alan Turner regelmäßig Bericht. Und das, was der Bruder ihm gerade erzählte, gehörte ohne jeden Zweifel zu den interessantesten Neuigkeiten, die Franz in letzter Zeit zu Ohren gekommen waren: Georg, der, anders als er selbst, immer weiter trank, plauderte alles aus, was er wusste.

Nachdem Franz den Bruder sicher ins Bett gebracht und

fürsorglich mit einem Nachtgeschirr versorgt hatte, nahm er Verbindung zu Alan Turner auf, der umgehend zu einem Treffen bereit war.

Am Samstagmorgen sah Franz beinahe so blass aus wie sein restalkoholisierter Bruder, aber heute war er es, der sich in einer schwierigen Lage befand: Turner, sein Kontaktmann, der bereits über die bevorstehende Reise der Russen informiert war, hatte sofort nach Franz' Bericht den Plan entwickelt, die Gunst der Stunde zu nutzen und ihn in das Umfeld des Anführers Iljitsch einzuschleusen: Franz solle etwa zeitgleich wie die Russen als Schweizer Geschäftsmann über Deutschland nach Schweden fahren, dort die Rückkehrer kontaktieren und mit ihnen in Russland einreisen – und zwar mit Georgs Identität. Die Absinthlieferung des Vaters wäre dafür die perfekte Tarnung.

Der Bruder verstand kein Wort. Einige Tassen Kaffee und eine Handvoll *Salipyrin* später versuchte es Franz noch einmal: „Hör zu, Georg. Du darfst das eigentlich nicht wissen, aber es ist ... Also ich arbeite für den britischen Geheimdienst, und die wollen jetzt, dass ... ich soll mit deinem Pass nach Russland reisen ... als Agent, verstehst du?“

Nachdem Georg erst den Kopf schüttelte und dann nickte, fuhr Franz fort: Sein Problem sei, dass er unter keinen Umständen nach Russland wolle – und deshalb Georg bitte, die Reise für ihn anzutreten: Der Bruder wäre auf diese Weise bald wieder in der Nähe seiner Geliebten und außerdem spreche er ja sogar etwas Russisch! Franz fügte hinzu, dass seine Auftraggeber ausreichend Geld für eine Existenzgründung in Russland zur Verfügung stellen würden, eine Chance, die sich Georg nur einmal biete – und für ihn selbst bestehe die Aussicht, sein

bisheriges Leben weiterzuführen. Auch wenn er sich erst einmal für einige Zeit zurückziehen müsste: So lange bis er den Briten auf andere Weise nützlich werden könne, würde er bei den Eltern untertauchen.

Georg erwiderte, dass er nicht das geringste Talent habe, als Agent zu arbeiten, ganz abgesehen davon, dass er Inessa und ihre Leute niemals ausspionieren würde.

„Pass auf Georg, der Trick ist folgender: Wenn du erst einmal in Russland bist, kannst du tun, was du willst, denn die Briten denken, dass ich das bin!“ Franz grinste verschwörerisch. „Also überleg’s dir, aber schnell! In zwei Stunden bin ich zurück.“

Am Nachmittag kleideten sich die Brüder ein. Als sie den Herrenausstatter verließen, trugen sie den gleichen Hut, den gleichen Mantel und gleiche Schuhe – zum ersten Mal seit ihrer Kindheit waren Georg und Franz wieder wie Zwillinge angezogen und fast nicht zu unterscheiden.

Inessa packte ihre Koffer. Der Aufbruch fiel ihr schwer, auch wenn sie wusste, dass es dieses Mal vielleicht um alles ging.

Am Sonntag erreichten die Brüder kurz nacheinander Zürich. Im *Hotel du Nord*, unweit des Bahnhofs, waren zwei Zimmer mit Verbindungstür für sie reserviert. Bei Georg wurde die Transportkiste mit dem Absinth deponiert, die der Vater angeliefert hatte.

Die Familie traf sich zum Nachtessen im *Kurhaus Zürichberg*, wo die Eltern Logis genommen hatten. Da Ostern war, hatte Mutter Emilie ihren Mann begleitet, um ihre Söhne zu sehen. Xavier Häfeli ließ die Menükarte kommen, dann wurde bestellt.

Noch während der Vorspeise betrat Agent Turner Georgs Hotelzimmer, öffnete die Transportkiste und injizierte in jede Flasche eine winzige Menge Flüssigkeit. Er war beinahe fertig, als es klopfte und ein Zimmermädchen in den Raum trat.

Turner versteckte sich im Nachbarzimmer. Die Hotelangestellte bereitete das Bett zur Nacht und kontrollierte das Bad. Dann verriegelte sie die Verbindungstür.

Von ihren aktuellen Plänen erzählten Georg und Franz den Eltern nichts. Trotzdem war die Stimmung seltsam gedrückt. Vater Xavier, der sich über seine Geschäftsanbahnung freute, bemühte sich vergeblich, die Familie aufzumuntern.

Zurück im Hotel empfing Franz den Schlüssel von Georg und Georg den von Franz. Im Zimmer wunderte sich Franz über die geöffnete Transportkiste. Da augenscheinlich nichts fehlte, machte er sich keine weiteren Gedanken.

Am Montag nach dem Frühstück tauschten die Brüder ihre Mäntel. Der, den Georg bekam, war spürbar gewichtiger als der andere. Franz erklärte dies mit dessen besonderem Wert und nannte mit gedämpfter Stimme eine Summe. Beide überspielten ihre Aufgeregtheit mit Albernheiten. Während sie mit ihren Pässen hantierten, klopfte es an der Hotelzimmertür – schnell ließen sie ihre Papiere verschwinden. Die beiden Pagen entschuldigten sich für die Störung und nahmen die Transportkiste mit dem Absinth entgegen, um sie zum Bahnhof zu schaffen.

„*Bagages de Madame Inès.*“ – Iljitsch persönlich winkte das Gepäck durch.

Als der Zug mit dem Sonderwaggon der Russen um zehn Minuten nach drei Uhr nachmittags aus dem Zürcher Bahnhof rollte, stand Inessa am Fenster und blickte suchend nach

draußen: Vielleicht war er doch gekommen, um Adieu zu sagen! Obwohl sie das Gegenteil verabredet und einander geschworen hatten, sich daran zu halten, hätte sie sich jetzt gefreut, Georg noch einmal zu sehen – wenigstens von weitem.

Iljitsch, der nervös war, weil andere Russen auf dem Bahnsteig gegen die Reise der Gruppe protestierten, lenkte sich damit ab, die Sitzplätze unter den gut dreißig Mitreisenden aufzuteilen: Beim Passieren der deutschen Grenze sollte alles seine Ordnung haben. Inessa bekam ihren Platz im selben Abteil wie er und seine Frau. Nadeshda war soeben dabei, die Liste der Emigranten zu überprüfen: Alle hatten ihre Fahrkarten selbst bezahlt und eine Erklärung unterschrieben, die Reise auf eigenes Risiko anzutreten.

Auch Georg, der einige Waggons entfernt saß, war angespannt. Die vergangenen Tage waren aufreibend gewesen und die Situation, in der er sich befand, mehr als ungewohnt. Doch was sollte schon passieren? Georg war als Schweizer Staatsbürger in geschäftlichen Angelegenheiten nach Skandinavien unterwegs. Dass irgendwelche Engländer glaubten, er sei Franz, spielte für ihn keine Rolle.

Am Grenzübergang Gottmadingen bestiegen zwei deutsche Offiziere den Zug. Die Pässe und das Gepäck der Russen wurden, einer Vereinbarung gemäß, nicht kontrolliert. Zur Abgrenzung des „russischen Territoriums“ diente ein Kreidestrich auf dem Fußboden des Waggons, der die Exterritorialität der Abteile markierte; Türen wurden verplombt.

Man fragte Georg bei der Passkontrolle nicht einmal nach seinem Reiseziel. Doch während er wartete, dass die Stempelfarbe trocknete, bemerkte er, dass er nicht seinen, sondern den Pass von Franz in der Hand hielt! In Georgs Kopf lief noch einmal die Szene vom Morgen ab: Franz und er hatten die

Mäntel getauscht und vermutlich bei dem anschließenden Durcheinander ihre Pässe verwechselt. Georg trat Schweiß auf die Stirn: Wahrscheinlich wäre es das beste, sofort umzukehren! Welche Bedeutung auf einmal so ein banales grau-grünes Heftchen hatte. Er wog die Konsequenzen ab und beschloss, die Reise wie geplant fortzusetzen. In Berlin würde er die Schweizer Gesandtschaft aufsuchen und das Versehen erklären – bestimmt gab es die Möglichkeit, ein Ersatzdokument auszustellen.

Unterwegs wurde der Waggon der Russen abgekoppelt und auf ein Nebengleis rangiert, um an einen anderen Zug angehängt zu werden. Iljitsch reckte seinen Spitzbart, ihn störte die Qualmerei auf der Zugtoilette. Um die ständige Blockade des Aborts zu unterbinden, schnitt er Eintrittskarten für die Benutzung zu. Die Raucher murrten, hielten sich aber an Iljitschs Anordnung.

Georgs Zug hielt kurz vor Darmstadt auf freier Strecke. Militärtransporte wurden vorbeigeleitet. Die deutschen Soldaten, die auf den Waggons hockten, um ihr Gerät zu bewachen, sahen übernächtigt aus. Nachdenklich schloss Georg das Abteilfenster.

Die Russen befanden sich inzwischen in der Nähe von Karlsruhe. Auch dieser Zug musste wieder einmal warten, aber der Sonderwaggon war gut geheizt. Die Emigranten aßen ein improvisiertes Abendbrot aus mitgebrachten Lebensmitteln und tranken selbstgebrühten Tee.

Mit großer Verspätung, aber gerade noch rechtzeitig erreichte Georg Frankfurt am Main. Als er den Bahnsteig gefunden hatte, von dem der Nachtzug nach Berlin abfahren sollte, stand die Lokomotive bereits unter Dampf. Georg suchte sich ein leeres Abteil und streckte sich aus – einschlafen konnte er nicht.

Ab und zu flog eine schummrige Gaslaterne vorüber, ansonsten herrschte Dunkelheit. Inessa wickelte sich in ihr Reiseplaid und starrte aus dem Zugfenster. Im Spiegelbild sah sie Iljitsch, innig an Nadeshda gelehnt.

Vielleicht wirkte die Reichshauptstadt im unausgeschlafenen Zustand noch gewaltiger als sie es wirklich war, Georg jedenfalls fühlte sich eingeschüchtert, als er am Dienstagvormittag durch die Straßen Berlins lief. Er suchte im Telefonbuch nach der Adresse der Schweizer Gesandtschaft und irrte dann fast zwei Stunden durch die Gegend, bis er endlich das Gebäude in der Friedrich-Wilhelm-Straße gefunden hatte. Die Sprechstunde der Konsularabteilung fiel heute auf die Zeit zwischen drei und sechs Uhr nachmittags. Georg ging in den Thiergarten und setzte sich auf eine Bank. Es wehte ein frischer Wind, aber Georg war müde und nickte sofort ein.

Gegen Mittag traf Alan Turner in *Môtiers* ein, gewohnt professionell verschaffte sich der Brite einen Überblick über die Ortslage: Die Brennerei der Häfelis war weithin zu erkennen. Turner entdeckte Franz beim Fischen. Der reagierte nicht geistesgegenwärtig genug auf den Agenten.

Der Zug mit dem Waggon der Russen passierte Halle an der Saale. Weil sie bereits in Berlin erwartet wurden, musste der Sonderzug des Kronprinzen auf einem Nebengleis die Durchfahrt abwarten – sehr zum Vergnügen der in Scharen herbeiströmenden Kinder der Umgebung. Iljitsch und seine Reisegefährten bekamen davon nichts mit.

In der Schweizer Gesandtschaft herrschte reger Betrieb. Georg blieb nichts anderes übrig, als sich in die Schlange der Wartenden einzureihen. Irgendwann vernahm er eine heimatische Stimme: Auf Schweizerdeutsch bat ein Mitarbeiter der

Konsularabteilung die Anwesenden am nächsten Tag wiederzukommen. Georg hatte nichts erreicht und außerdem seinen Zug verpasst. Nun musste er auch noch in dieser lärmenden Stadt übernachten.

Inzwischen war auch der Sonderwaggon in Berlin eingetroffen. Seit Stunden wurde er auf dem Potsdamer Bahnhof von einem Gleis auf das andere rangiert. Gegen Mitternacht ging es im Schrittempo zu einem anderen Bahnhof, dann kehrte Ruhe ein: Weiterfahrt unbestimmt.

Am Morgen des Mittwoch entdeckte eine Reiterin am Ufer der *Areuse* eine männliche Leiche. Die geschockte Frau alarmierte sofort die Gemeindepolizei von *Môtiers*, die den Fall an die Kantonsbehörde übergab. Dem äußeren Anschein nach war der Mann gestürzt oder gestoßen worden. Das Opfer wurde von seinen Eltern identifiziert. Irritation hatte zunächst ausgelöst, dass der Tote den Reisepass seines Zwillingbruders Georg bei sich trug. Die Leiche wurde zur Obduktion in das Neuenburger Spital überführt.

Georg saß im Zug nach Sassnitz und dachte darüber nach, sich bei der Ausreise aus Deutschland taubstumm zu stellen. Als der Schaffner seine Fahrkarte kontrollierte, probierte er diese Rolle aus, verwarf sie aber sofort wieder.

Der Waggon der Russen befand sich noch immer in Berlin. Iljitsch war in seine „Aprilthesen“ vertieft, Inessa und Nadeshda standen im Gang vor dem Abteil und unterhielten sich leise.

Kurz vor 18 Uhr stieß die Schiffssirene ein dröhnendes Signal aus, das das Ablegen ankündigte. Die Russen waren nicht angekommen – Georg schaffte es gerade noch rechtzeitig wieder von Bord zu gehen.

Er dachte an Inessa und begann, sich Sorgen zu machen,

dass sie in Schwierigkeiten sein könnte. Als Georg sein Fährticket umtauschte, wurde er nach seinem Namen gefragt.

„Häfeli ... Franz.“ Er nestelte nach seinem Pass.

„Für morgen früh?“ Georg wusste es nicht, nickte aber.

Inessa stand am Abteifenster, als der Zug aus dem Bahnhof von Bergen fuhr. Iljitsch schaute auf seine Taschenuhr und schimpfte über die Verspätung, die inzwischen so groß war, dass sie die Fähre nach Trelleborg verpasst hatten. Nadeshda und Inessa redeten beruhigend auf ihn ein: Nach so langer Zeit im Exil komme es wohl auf ein paar Stunden nicht an. Iljitsch murmelte etwas Unverständliches und winkte ab.

Georg hatte den Fährbahnhof in Richtung Stadt verlassen, er musste sich ein Hotelzimmer suchen. Unterwegs fiel ihm eine junge Frau auf, die hin und her lief. Immer wieder blieb sie stehen und formte aus Daumen und Zeigefingern beider Hände ein Viereck, durch das sie schaute. Als sie spürte, dass Georg sie beobachtete, lächelte die Frau kurz und schlenderte weiter.

Das kleine Restaurant des Strandhotels, in dem Georg sich einquartiert hatte, war behaglich, aber er aß ohne Appetit und zahlte, kaum dass er fertig war. Als er zum Fährbahnhof zurückkehrte, stand der Waggon der Russen auf einem Abstellgleis. Endlich.

Die Emigranten wurden in ein Nebengebäude des Bahnhofs geleitet, wo Iljitsch die Gruppe auf die zugewiesenen Räume verteilte.

Georg hatte Inessa nur kurz sehen wollen, um sie wissen zu lassen, dass er in ihrer Nähe war und mitreiste. Wie erschrocken sie reagierte, und doch erfreut war! Nur küssen wollte sie Georg auf keinen Fall. Nicht hier, denn niemand durfte die beiden sehen, durfte sie so sehen, am wenigsten Iljitsch. Aber genau er, der große Anführer, stand auf einmal vor ihnen, wortlos, die

Daumen in die Achseln gestützt. Er ignorierte Inessa, wie man einen Menschen nur ignorieren kann, und forderte Georg zu einem kleinen Spaziergang über die Mole auf.

Ein leichter Regen ging, und das rhythmische Strahlen des Leuchtturms wischte über die Gesichter der beiden Männer. Sie waren minutenlang schweigend nebeneinander hergelaufen, als Iljitsch plötzlich innehielt und Georg aufforderte, seine Schuhe auszuziehen. Iljitsch warf ihm seine abgetragenen Wanderstiefel vor die Füße, schlüpfte in Georgs elegante Bally-Modelle und kehrte um.

Es machte Georg einige Mühe, in die Schuhe des Russen hineinzukommen. Wäre er doch auf Strümpfen weiter gelaufen! Stattdessen quälte er sich in diese ausgeleierte Treter hinein und stolperte nach wenigen Schritten über die viel zu langen Schnürbänder.

Georg fiel so unglücklich, dass er mit dem Hinterkopf aufschlug und von der Mole stürzte. Er strampelte, keuchte, spuckte Fontänen, aber er schrie nicht, und auf einmal war die Angst da, dass es zu Ende sein könnte. Das Wasser schmeckte salzig und das letzte, was ihm einfiel, war, dass er wohl besser schwimmen gelernt hätte, und er dachte an seine Eltern, die es ihm nicht beigebracht hatten und an seinen Bruder, der schwimmen konnte und dessen Pass er bei sich trug, was ihm, Georg, jetzt aber auch nichts nützte, und er sah, dass sich der Mann mit dem Spitzbart schon viel zu weit entfernt hatte, um ihm noch helfen zu können und dann fiel ihm Inessa ein, und er lächelte sanft, als sein Kopf im kalten Wasser der Ostsee untertauchte.

Der Mantel mit den eingenähten Geldbündeln hielt den Körper an der Oberfläche, aber Georg Häfeli hatte bereits das Bewusstsein verloren und ertrank.

Eine Woche nach ihrer Abreise aus der Schweiz trifft die Gruppe der Rückkehrer auf dem Finnländischen Bahnhof in der russischen Hauptstadt Petrograd ein und wird begeistert empfangen. Ihr Anführer Iljitsch tritt vor die versammelten Arbeiter, Soldaten und Matrosen und hält eine revolutionäre Rede.

Epilog

Thallium kommt aus dem Griechischen (*thallós* = grüner Zweig) und ist ein hoch toxischer Stoff. Doch Alan Turners Anschlag auf die Gruppe verfehlte seine Wirkung. Der Agent hatte erwartet, dass die Emigranten auf ihrer Reise nach Russland aus purer Langeweile zum Absinth greifen würden. Iljitsch und die anderen Revolutionäre hätten ihr Reiseziel äußerlich unbeschadet erreicht, die weitere Geschichte wäre jedoch ohne sie verlaufen: Es hätte keine Oktoberrevolution gegeben und auch nicht den Friedensvertrag von Brest-Litowsk. Doch Turner hatte ebenso wenig mit der Disziplin der Rückkehrer gerechnet wie damit, dass ihr Anführer keinen Alkohol trank. (Die Absinthkiste wurde nach Ankunft der Gruppe von der Petrograder Zollverwaltung beschlagnahmt. Nach einiger Zeit starben mehrere Mitarbeiter der Behörde eines qualvollen Todes. Der Untersuchungsbericht über den Vorfall unterliegt bis heute der Geheimhaltung.)

Kriminalkommissar Kressinger hielt bis zuletzt an seiner Theorie fest, nach der die Fischer Freese und Peters den Schweizer Georg Häfeli bereits am Vorabend überfallen, ausgeraubt und ins Meer geworfen hätten. Am nächsten Morgen sei die Leiche wieder aufgetaucht und die mutmaßli-

chen Täter hätten den Toten nunmehr endgültig beseitigt, um die Spuren ihres Verbrechens zu tilgen. Dabei wurden sie von der Zeugin Frieda von Ortwig beobachtet und fotografiert. Belastbare Beweise für ein Mord- oder Totschlagsdelikt erbrachten aber weder die kriminaltechnischen Untersuchungen noch Kressingers ehrgeizige Ermittlungen. Ein Zusammenhang mit dem Tod des Bruders im Schweizer Kanton Neuenburg konnte nicht hergestellt werden. Ebenso blieb ungeklärt, aus welchem Grund die Zwillinge Georg und Franz Häfeli ihre Identität getauscht hatten.

Zur Geschichte der Geschichte

Der Kriminalfall ist ausgedacht, aber er spielt mit einer historischen Begebenheit: Im April 1917 reiste der russische Revolutionär Wladimir Iljitsch Lenin mit einer Gruppe Gleichgesinnter aus dem Schweizer Exil zurück in die Heimat. Mitten im Ersten Weltkrieg hatte die kaiserlichen Regierung eine Sonderfahrt über das Territorium des Deutschen Reiches genehmigt. In eine Agentengeschichte verwickelt zu werden, war keine Besonderheit zu einer Zeit, in der jede Macht gegen die andere spionierte.